

Herbert E. Brekle  
Universität Regensburg

War Hölderlin ein Schizophasiker ?

1992

Universität Regensburg

Lehrstuhl für Allgemeine Sprach-  
wissenschaft

Im Selbstverlag

# WÜRTTEMBERGISCHE LANDESBIBLIOTHEK

HÖLDERLIN-ARCHIV

Sehr geehrter Herr Professor Brekle,

Sie haben dem Hölderlin-Archiv freundlicherweise als Geschenk überlassen:

Brekle, Herbert E.: War Hölderlin ein  
Schizophasiker? - 1992  
(erhalten über Verlag Frommann-Holzboog)

Für diese großzügige Förderung des Archivs danke ich Ihnen aufrichtig.

Stuttgart, den 15.10.1992

DER DIREKTOR

*Marianne Schütz*  
(i.A. Marianne Schütz)

## War Hölderlin ein Schizophasiker?

Zugleich eine Rezension von

Uwe Henrik Peters (1982)

**Hölderlin. Wider die These vom edlen Simulanten.**

Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 239 S., 18 Abb.

Was (neben ganz privaten Motivationen) vermag das Interesse des Sprachwissenschaftlers an einem Buch zu wecken, das – von einem Neurologen und Psychiater verfaßt – sich im wesentlichen als einen Beitrag zur Aufhellung der Psychohistorie Hölderlins versteht? Sieht man einmal davon ab, daß der Verlagslektor P.s Werk „als das abschließende Wort zum 'Fall' Hölderlin“ (4. Umschlagseite) und als „eine musterhafte Einführung in die psychoanalytische Linguistik“ (S. 2, unpag.) (was immer das sein mag) anpreist – beides trifft sicher nicht zu – so verbleiben gleichwohl eine Reihe von Analysen und Kommentaren zu Stichwörtern wie Schizophasie, „Wortsalat“, Neologismen und der Versuch einer Differenzierung zwischen Hölderlins Umgangs-, Brief- und Gedichtsprache in seiner zweiten Lebenshälfte, die von Seiten der Sprachwissenschaft ein Wort der Kritik erlauben.

P. selbst versteht sein Buch als eine „ganz persönliche Antwort an Bertaux“ (9), d.h. er reagiert damit auf Pierre Bertaux (1978). Dieser hatte versucht, unter Heranziehung einschlägiger Primär- und Sekundärtexte, die er oft subtil interpretiert, aber auch oft über- bzw. fehlinterpretiert,<sup>1</sup> die These von Hölderlins geistiger Umnachtung (nach 1805) zu widerlegen bzw. die These vom „edlen Simulanten“ zu vertreten.<sup>2</sup> P.s Gegenthese: „Bertaux selbst ist es, der nicht nur das beste Material, sondern auch die besten Argumente liefert, welche die psychische Krankheit Hölderlins – eine Schizophasie – äußerst wahrscheinlich macht“ (9). Als Begründung für die erneute Interpretationsbedürftigkeit des Bertauxschen Materials und für die Notwendigkeit der Korrektur an Bertaux' Argumentation und Schlußfolgerungen gilt für P. – zu Recht<sup>3</sup> – Bertaux' Inkompetenz auf dem Felde der Psychiatrie; Bertaux übersteige dabei „oft nicht das Niveau eines Illustriertenlesers“ (10).

Nach meiner Kenntnis und Einschätzung von Bertaux' Buch liegt – neben einer Anzahl faktischer

---

<sup>1</sup> Cf. Beck 1982:191-213, 243-6 für eine im ganzen vernichtende Abrechnung mit Bertaux 1978.

<sup>2</sup> Cf. auch Hiebers abgewogene Sammelrezension („Vom Hunger, den Wahnsinn zu begreifen“, SZ Pfingsten 1982) von Beck 1982, Peters 1982, Teboul 1982 (frz. 1979) und Schünemann 1982.

<sup>3</sup> Cf. auch Beck 1982:200 ff. (Beck hat sich dabei der Mitwirkung B. Pflugs von der psychiatrischen Klinik der Universität Tübingen versichert).

Irrtümer und kaum haltbarer Hypothesen über Hölderlins psychische Befindlichkeiten – eine Crux der Bertauxschen Hauptthese an dessen Unvermögen zwischen der Bedeutung des Wortes geisteskrank (oder seinen Synonymen) in der Alltagssprache und den begrifflichen Gehalten der entsprechenden fachwissenschaftlichen Termini, je nach dem Entwicklungsstand der Wissenschaft (dement, psychisch krank; schizophren etc.), zu unterscheiden. Daß dem so ist, kann schon in Bertaux' Einleitung (1978: 10 f.) gesehen werden: „Es störte mich, daß dieser Mann als Geisteskranker galt [...]. Bei uns, den sich selbst 'gesund' Wählenden, entstehen leicht eine gewisse Überheblichkeit und Selbstsicherheit dem 'Kranken', 'Umnachteten' gegenüber, die gewiß nicht helfen, ihn zu verstehen“. Wie wahr, möchte man sagen; warum stört es aber dann Bertaux, wenn der *volgus* Hölderlin als geisteskrank ansieht? Verfällt er nicht selbst ebendieser Vulgärmeinung, die P. in seinem ersten Kapitel „Die Angst vor Psychiatern“ (17 ff.) überzeugend bekämpft, daß psychisch Kranke an der menschlichen Gesellschaft, an ihrer Sprache kein Teil mehr haben können / dürfen? Im drittletzten Absatz seiner Einleitung wird Bertaux' mangelnde Unterscheidungsfähigkeit vollends deutlich:

„Nachdem die Dokumente zum Fall Hölderlins (als psychiatrischen Fall verstanden) einmal gesammelt und geprüft worden wären und sich vielleicht daraus ergäbe, Hölderlin sei keines-

wegs krank – zumindest nicht geisteskrank im populären Sinn des Wortes [sic] – gewesen, wäre es dann nicht erforderlich, eine Alternative zu bieten und eine psychologische Interpretation des Falls zu versuchen?“ (1978: 11)

Um es vorweg zu nehmen: P. kann detailliert nachweisen, daß Hölderlin nach 1805 an einer Schizophrenie litt; fachwissenschaftlich, d.h. nach dem Stande der heutigen Forschung, kann man davon ausgehen. Was Bertaux als Minimalziel anvisiert (als ob dies am ehesten erreichbar sein müßte), daß Hölderlin im populären Sinn nicht als geisteskrank zu gelten habe, ist mit seinen philologischen Mitteln schon gar nicht zu erreichen; dazu müßte er imstande sein, eine länderübergreifende Überzeugungsarbeit zu leisten, mit dem Ziel, die Stereotypsemantik des Wortes geisteskrank und seiner Synonyme in den verschiedenen Umgangssprachen und die damit verbundenen negativen sozialen Verhaltensweisen und Einstellungen der breiten Masse nachhaltig zu verändern.

Dankenswerterweise leistet P. nun im ersten Teil seines Buches das notwendige Maß an Aufklärungsarbeit, sowohl hinsichtlich Bertaux als auch hinsichtlich der Bedürfnisse eines breiteren Lesepublikums. Er gibt wissenschaftshistorisch und systematisch Auskunft über psychische Erkrankungen im allgemeinen; speziell und immer auch mit Bezug auf Hölderlin werden diskutiert: Psychopath[ie], *Dementia praecox*, Manie, Schizophrenie, Hypochondrie, Endogene Depression, Autis-

mus, Wortsalat und *Cavum septi pellucidi*. Besonders erhellend ist die knappe Darstellung der terminologischen Entwicklung von *Dementia praecox* → *Schizophrenie*; hier macht P. im ersten Fall deutlich, daß die quasi-etymologische Deutung eines Fachterminus (*Dementia* = *Verblödung*) – was Bertaux leider tut – grundsätzlich nicht zulässig ist; im zweiten Fall zeigt P., daß die begriffliche Äquivalenz von Schizophrenie und Spaltung der Persönlichkeit fachwissenschaftlich von Bleuler (1911) und Kraepelin (1899) nicht intendiert war, vielmehr durch eine Vulgarisierung im Zusammenhang mit der spätromantischen Vorstellung einer doppelten Persönlichkeit (z.B. E.T.A. Hoffmann und Robert Louis Stevenson) entstanden ist. Daraus ist auch die heutige umgangssprachliche, pejorative Verwendung von *Schizophrenie* erklärbar.

Im Abschnitt „Endogene Depression“ (33f.) räumt P. mit einer – auch bei Bertaux (1978: 64) – verbreiteten Meinung auf: die Bezeichnung ist mißverständlich, diese Erkrankung entsteht nicht einfach „von innen heraus“, ohne feststellbare Ursachen. P. kann zeigen, daß solche Depressionen ganz überwiegend aufgrund des Verlusts einer existenziell wichtigen Bezugsperson (auch des Verlusts sonstiger wichtiger Sozialverbindungen oder der Gesundheit) entstehen. Für Hölderlin heißt dies: das Ende seiner Beziehung zu Susette Gontard (ab 1798) und endgültiger Verlust durch ihren Tod (1802).

Das Vorhandensein einer „schweren Depression“, ja sogar eines „Nervenzusammenbruchs“ wird auch von Bertaux (1978: 539) angenommen. Unergiebig und irreführend sind P.s Ausführungen zum Stichwort „Wortsalat“ (35–37). Hölderlin betreffend zitiert er den durch Beißner (1947) bekanntgewordenen „Merkzettel“<sup>4</sup>; er enthält – von Hölderlin auf eine Wäscherechnung<sup>5</sup> notiert – im wesentlichen eine Reihe von Personen- und Ortsnamen, die nur partiell eine geringe syntaktische

---

<sup>4</sup> Cf. die Faksimile-Wiedergabe samt diplomatischer Umschrift und Kommentar in Franz 1980: 5–11.

<sup>5</sup> Beißner 1947: 11 möchte aufgrund der Schreibweise einzelner Wörter der Rechnung (z.B. *Wasch* für *Wäsche* und *vor* für *für* etc.), die für ihn „unverkennbar schwäbische Mundart“ repräsentieren (was aber nicht zutrifft!), Hölderlins Exzerpte auf ca. 1807, „bald nach seinem Einzug in den Turm“ datieren. Bertaux in seinem von philologischem Hochmut getragenen SPIEGEL-Leserbrief „Elementary, my dear Watson“ (Nr. 8, 1979: 12 f.) übernimmt Beißners empirisch nicht gestützte Datierung als Prämisse für weitreichende Schlußfolgerungen (die er allerdings in seinen *Hölderlin-Variationen* (1984: 123–6) zurücknimmt). Zusammen mit Franz' (1980: 6 f.) zwingendem Sachargument (Hölderlin konnte in Tübingen gar keine Wäscherechnung bekommen haben, da seine Wäsche im Hause Zimmers gewaschen wurde) und der Tatsache, daß die Dialektreflexe des Rechnungstexts nicht auf Schwäbisch, sondern weit eher auf Hessisch hindeuten, ergibt sich als wahrscheinlichste Datierung der Zeitraum von Hölderlins zweitem Homburger Aufenthalt (1804 bis Anfang 1806). Damit erledigen sich aber alle Spekulationen, die in diesen „Merkzettel“ hineingeheimnist worden sind.

Verknüpfung aufweisen. Vergleicht man diese Namensammlung mit klinisch beglaubigtem „Wortsalat“ (etwa dem von P. aus Prinzhorn (1922) zitierten), so muß man – schon wegen des Fehlens von Wortbildungsneologismen – zu dem Schluß kommen, daß Hölderlins „Merkzettel“, der denselben Status hat, wie andere „Namensaufzählungen“ im Homburger Folioheft (Beißner 1947: 14), in diesem Zusammenhang irrelevant ist. Im übrigen hat kürzlich Uffhausen (1981) nachgewiesen, daß Hölderlin als Quelle für seine Exzerpte das in der Homburger Bibliothek vorhanden gewesene *Allgemeine Lexicon* (Basel 1724) von Christoff Iselein (der wiederum auf Moreri, Amsterdam 1717 basiert) benützt haben muß.

Im vorletzten Abschnitt des ersten Teils legt P. die relative Unplausibilität der vor allem in literarischen Verarbeitungen des Themas<sup>6</sup> vorkommenden Horroransichten über Hölderlins Aufenthalt und Behandlung in der Autenriethschen Klinik (15.9.1806–3.5.1807) dar. Dabei werden auch gleich einige faktische Irrtümer bei Bertaux (1978: 17, 35 f., 402) berichtet.

Der letzte Abschnitt im ersten Teil bringt eine Abrechnung mit Bertaux' vorurteilsbehafteter Diskussion von Wilhelm Lange[-Eichbaums]s Hölderlin-Pathographie (1909). Neben einer Reihe für Bertaux' Argumentation fataler Fakten-Fehler zeigt P., daß Lange[-Eichbaum] „als Kronzeuge

---

<sup>6</sup> Cf. z.B. P. Weiß 1971, Hermlin 1970, Teboul 1982.

für die 'klassische Psychiatrie' ungeeignet" (56) ist. Bertaux hätte sich und seinen Lesern viel Mühe ersparen können, wenn er stattdessen Emil Kraepelin<sup>7</sup>, einen wirklichen Vertreter der klassischen Psychiatrie, zu Rate gezogen hätte.

Zu Beginn des zweiten Teils („zur Psychohistorie Hölderlins“) diskutiert P. einschlägige Dokumente (1808–43), in denen Beschreibungen von Hölderlins sprachlichem Verhalten in seiner „zweiten Lebenshälfte“ gegeben werden und korreliert seine Interpretationen mit den Kriterien, wie sie in Kraepelin 1913 für das schizophasische Krankheitsbild aufgeführt sind. Im Ergebnis erbringt diese Gegenüberstellung einen überraschenden Grad an Deckungsgleichheit der in den Dokumenten bezeugten Abweichungen des Hölderlinschen mündlichen Kommunikationsverhaltens von den geltenden Kommunikationsnormen mit den Kraepelinschen Kriterien. Natürlich stützt sich P. bei seinen weiteren Interpretationen nicht nur auf Erkenntnisse der klassischen Psychiatrie à la Kraepelin; er berücksichtigt ebenso neuere und neueste Ergebnisse und vor allem seine eigenen klinischen Erfahrungen. Insgesamt erscheinen P.s Argumentationen und Schlußfolgerungen, die auch die rest-

---

<sup>7</sup>Die 8. Auflage seines Lehrbuchs der Psychiatrie (1913) enthält zum erstenmal eine Darstellung der Schizophrenie (Sprachverwirrtheit), ohne Hölderlin auch nur zu erwähnen (was bei dem damaligen Forschungsstand zum Thema Hölderlin auch gar nicht erwartbar war).

lichen Lebensabschnitte Hölderlins berücksichtigen, schlüssig; seine Auseinandersetzung mit den Quellen und Dokumenten, vor allem aber mit Bertaux' Auffassungen bleiben im wesentlichen sachlich, wobei in Einzelfällen spekulative Überlegungen kaum vermeidbar sind. Wichtig ist, daß die Simulationshypothese, wie sie von Bertaux in immer neuen Formulierungen vorgebracht wird, sich letztlich als unhaltbar erweist.<sup>8</sup>

Im folgenden sollen noch einige problematische Punkte in den Abschnitten „Neologismen“ (163–77) und „Hölderlins Krankheit – Hölderlins Texte“ (189–213) näher diskutiert werden; dies vor allem deshalb, weil sich hierbei der Sprachwissenschaftler angesprochen fühlen darf.

Zu Beginn des Abschnittes „Neologismen“<sup>9</sup> fällt zunächst auf, daß P. ein beinahe zweieinhalb Seiten langes Zitat aus Bertaux (1978: 196–9) zu

---

<sup>8</sup>Ich verweise nur auf eine simple Überlegung P.s: „Wie konnte Hölderlin aber so haargenau die Erscheinungen einer Krankheit imitieren, die erst gut 100 Jahre später beschrieben werden sollte?“ (221).

<sup>9</sup>P.s Ausführungen zum Thema Neologismen bei Hölderlin sind im übrigen weder vollständig noch repräsentativ. Belege wie *Innerheit*, *Geltenheit*, *Tiefigkeit*; *prachatig* (FA 9: 424, 438 et passim), die sicherlich als Abweichungen von den derivationalen Normen des Deutschen (incl. Schwäbischen) zu bewerten sind, stützen die Schizophrenie-Hypothese und würden zusammen mit den jetzt in FA Bd. 9 bequem zugänglichen mündlichen Zitaten eine eigene Untersuchung verdienen.

„pallaksch“<sup>10</sup> bringt, ohne substantiell etwas dazu beizutragen. Anders steht es mit der tatsächlich neologistisch anmutenden Bildung „slavoyakisch“, zu der Bertaux nichts zu sagen hat. P. möchte dieses Adjektiv (vom jungen Christoph Schwab in seinem Tagebuch (Januar/Februar 1841) in Hölderlins Äußerung „Er hat ein ganz slavoyakisches Gesicht“ und gleich danach „Der Baron ist schön“ überliefert (und jeweils auf Schwab bezogen) als eine Kontamination aus *slav-* + *wotjakisch* deuten. P. holt dazu weit aus und zitiert dazu ausführlich ältere völkerkundliche Quellen, in denen über die Freiheit der „sexuellen Sitten“ (166) bei den Wotjaken berichtet wird. Damit möchte P. eine semantische Brücke zu einer möglichen, von Hölderlin nach Auffassung P.s intendierten Bedeutung von *slavoyakisch* bauen.

P.s Hypothese krankt jedoch an entscheidenden Punkten: immer unter der Voraussetzung, daß Schwab Hölderlins Äußerung einigermaßen naturgetreu wiedergegeben hat, kommt P. über zwei morphonologische Klippen bei seiner Erklärung nicht hinweg: a) im Original ist keine Spur des

<sup>10</sup> Bertaux macht mit seiner Aufschlüsselung (zu *παλλὰκη*, lat. *pellex*) dieses zu Unrecht verrätselten Hölderlin-Neologismus (cf. Celan 1959/1980: 27 „Tübingen, Jänner“) einen immerhin bedenkenswerten Vorschlag. Franz/Sattler (FA 9: 33) bevorzugen (auf Zusammenhänge mit Hölderlins Umschreibungen für bejahende/verneinende Äußerungen hinweisend (cf. FA 9: 466, Z. 274 ff., 452, Z. 75)) einen Bezug auf *παλλω* „ich werfe (das Los)“.

-t- in *wotjakisch* zu entdecken, b) was entscheidend ist, Hölderlin konnte die Form *wotjakisch* gar nicht kennen, in der älteren Literatur ist nur von *Wotjaken* die Rede. Semantisch ist P.s Erklärung auch reichlich schwierig: für Hölderlin müßte sich eine quasi-stereotyp-semantische Assoziation von *wotjakisch* („sexuelle Freizügigkeit“) auf das Aussehen, bzw. Hölderlins Anmutung davon, des jungen Schwab gebildet haben, kurz das Ganze erscheint mir eine unplausible *lectio difficillima*.

Mein Gegenvorschlag ist ganz einfach. Als muttersprachlichem Sprecher des Schwäbischen erklärt sich für mich die fragliche Bildung als zum Derivationsparadigma von *schlowáck(e)* / *schlawáck(e)* (n.), *schlawacken* (v.) („unordentlicher, liederlicher Mensch“; „sich wie ein solcher verhalten“) gehörig. Als semantischer Derivatstyp gehören diese Bildungen in die vielfach nachweisbare pejorative Verwendung von Nationalitäten- oder Stammesnamen (wie *Slowak(e)*, *Zigeuner*, *Jud(e)* etc. mit ihren jeweils individuellen stereotypsemantischen Inhalten). Gestützt wird der Bezug zu *schlawáck(e)* durch Belege in Fischers *Schwäbischem Wörterbuch*, die auf den Anfang des 19. Jahrhunderts zurückgehen. Auszugehen wäre demnach von einer Form wie *schlawáckisch*; die morphonologische Differenz zu der von Schwab attestierten Form *slavoyakisch* ist m.E. nicht bedeutend; die Abbildung der Anlautsequenz *sl-* auf *schl-* ist im Schwäbischen unproblematisch; das *-o-* ließe sich als eine Interferenz mit dem *-o-*

in *schlowáck* deuten (evtl. auch als einen Anklang an *savoyardisch*); insgesamt könnte die idiosynkratische Morphonologie von *slavoyakisch* im Verhältnis zur normalschwäbischen Form *schlawackisch* / *schlowakisch* als Ergebnis einer Verhüllungs- bzw. Verfremdungsstrategie verstanden werden.<sup>11</sup> Dies wiederum wäre mit P.s. Interpretation der Gesamtsituation zwischen Hölderlin und dem jungen Schwab („verborgenes Thema der Sexualität“ (168) voll verträglich. Überhaupt erscheinen mir P.s Ausführungen im Abschnitt „Hölderlins Beziehungen zu Frauen und Männern“ (146-76) recht einleuchtend.

Abschließend soll noch das Kapitel „Hölderlins Krankheit – Hölderlins Texte“ (189-213) etwas näher betrachtet werden.

P. hat gute Argumente dafür, Hölderlins Leben psychopathologisch in drei Abschnitte einzuteilen: 1. „Die zweite Lebenshälfte“ ab Hölderlins Abtransport aus Homburg (1806). „Nach diesem Zeitpunkt gibt es nur noch Beschreibungen schizophasischen Verhaltens, dagegen keine *Beschreibung* von Depression“ (191). 2. Die Jahre 1802–1805 (Tod Susette Gontards bis zum Abtransport aus Homburg.) „Die Berichte aus dieser Zeit sprechen nur für etwas Depressives, schizophren Depressives, aber etwas Schizophasisches kommt an

---

<sup>11</sup> Übrigens machen Franz/Sattler (FA 9: 334) zu *slavoyakisch* keinen Deutungsvorschlag; sie verweisen ohne Kommentar auf Peters 1982: 166 ff.

keiner Stelle deutlicher zum Ausdruck“ (191). 3. Aus den Jahren vor 1802 ist trotz aller Empfindsamkeit und Reizbarkeit Hölderlins „Krankhaftes im Bereich seiner Psyche aber zu keinem Zeitpunkt erkennbar“ (191).

Wichtig ist nun, daß P. nachweisen kann, daß diese drei Lebensabschnitte „auch in den von Hölderlin hinterlassenen schriftlichen Zeugnissen eine Entsprechung haben“ (191). Entscheidend ist aber dabei, „einen Unterschied in der Frage zu machen, ob es sich um die Überlieferung einer mündlichen Äußerung Hölderlins, um Prosatexte (Briefe) oder um geformte Sprache (z.B. Gedichte handelt“ (191). Für die Zeit nach 1805 existieren zahlreiche Beschreibungen von Hölderlins mündlicher Sprachproduktion (cf. Bertaux 1978: 49–232 und FA 9: 231–473), die es in der Deutung bei P. plausibel machen, daß Hölderlin ab 1805 an einer Schizophrenie litt.

Nicht verwunderlich ist es m.E. aber, daß wir in den überlieferten schriftlichen Produktionen dieser Zeit kein „Tonmeer“ (Schwab) oder „Wortsalat“ vorfinden: im wesentlichen produzierte Hölderlin Schriftliches nur nach Aufforderung (Briefe an seine Mutter oder Gedichte für Besucher). Speziell die Briefe lassen nun aber gleichwohl Merkmale für eine schizophasische Erkrankung erkennen (stereotype Wendungen und Höflichkeitsfloskeln in dichter Häufung, Wiederholungen, hölzerner Stil etc., cf. auch Franz 1981). Die ca. 50 Gedichte, die aus Hölderlins „zweiter Lebenshälfte“

auf uns gekommen sind, zeigen zum einen, daß sich bei ihm die formale (metrische) poetische Kompetenz im wesentlichen erhalten hat, antike Silbenmaße tauchen nur ausnahmsweise mehr auf,<sup>12</sup> dafür treten fünf- bis sechsfüßige Jamben auf, die Reime sind praktisch durchgehend weiblich). Inhaltlich poetisch ist schon von Häussermann (1961) als „hervorstechendster Eindruck ... der des zu kurzen Schwunges“ festgestellt worden. Darüber hinaus stellt P. so etwas wie „Vermeidungsregeln“ für diese Gedichte auf, sowohl thematisch als auch formal. Zugelassen sind demnach z.B. Natur, der Zusammenhang von Mensch und Natur, Leben, Geist, Schönheit, Männer als Helden und die Jahreszeiten. Nicht zustimmen kann ich P. in seiner Auffassung, daß diese „Regeln“ „ein Zeichen seiner ungebrochenen Intelligenz“ (205) seien. Dem von P. postulierten komplexen System von Regeln liegt eher ein „(unbewußter) Sprachgenerator“ (206) zugrunde, wobei ebenso unbewußt bestimmte Themen vermieden werden. Mit dem linguistischen Konstrukt einer „semantischen Tiefenstruktur“ in Abhebung von einer bestimmten Verformungen unterworfenen Oberflächenstruktur hat dies m.E. nichts zu

---

<sup>12</sup> P. ist insoweit zu berichtigen, als er behauptet „Hölderlin verwendet antike Silbenmaße [...] überhaupt nicht mehr“ (200). Cf. FA 9: 115, wo eine alkäische Strophe auf ca. 1830 datiert wird; Franz/Sattler weisen für die Mitte der 20er Jahre einige weitere Oden nach.

tun. (So „tief“ reicht die Chomskysche oder auch eine „logische“ Tiefenstruktur nicht!).

Für Hölderlins depressive Phase (1802–1805) sind wir „mehr auf Mutmaßungen angewiesen [...] als für die Zeiten vorher und nachher“ (212). Gleichwohl gelingt P. die treffende Beobachtung und Generalisierung, daß „Die Übersetzung fremdsprachiger Werke [Hölderlin arbeitete an Sophokles-Übersetzungen] ein Ausweg ist, der von vielen Dichtern und Schriftstellern in Zeiten benutzt wird, in denen sie aus äußeren oder inneren Gründen (siehe die Übersetzungen Pasternaks) keine eigenen Werke schaffen können“ (212).

In den letzten beiden Abschnitten („Hölderlin – ein Simulant?“ 218–23 und „Schluß“ 224–9) seines Buches, das ich insgesamt als notwendige und im ganzen zutreffende Antwort auf Bertaux 1978 verstehe, macht P. noch einmal deutlich, daß die Simulationshypothese unhaltbar ist; im Zusammenhang damit faßt P. auch seine plausiblen Auffassungen über die Ätiologie von Hölderlins Erkrankung zusammen: Hölderlins Lebensumstände nach 1802 waren nicht derart, daß er a) aus seiner (schizophrenen) Depression (1802–1805) herausfinden konnte, daraus ergibt sich b), daß er nach 1805 auf der Basis von a) plus den Zusammenhängen mit seiner Trennung von Sinclair, seinem hochproblematischen Verhältnis zu seiner Mutter und seinem ihm „eigentümlichen Verhältnis zur Sprache“ (Bertaux 1978: 320) mit einer gewissen Folgerichtigkeit zum Schizophasiker wer-

den mußte. Schließlich hat P. noch einmal recht wenn er sagt: „Psychische Krankheit ist noch viel weniger sinnlos als körperliche“. (217) Nein, geisteskrank in irgendeinem vulgären Sinne war Hölderlin gewiß nicht.

#### Fehlerberichtigungsliste:

31: statt Robert *Lewis* Stevenson: ... Louis ...; 120: statt 1899: 1799; statt : ; 150: statt Louise Nast, die *Schwester* des Freundes: ... die Cousine (cf. 144); 153/4: statt *Melita*: Melite; 154: statt ... widmet nämlich Susette Gontard die 'Hyperion'-Ausgabe; ... den zweiten Band (1799) der ...; 197: statt 1894: 1794; 202: statt *Wortgruppe* Wortfeld; 215: statt *chose* invisible: cose ... 224 statt G. PAUSER: ... PEUSER.

#### Bibliographie

[Beck 1982] Beck, Adolf: Zu Pierre Bertaux' „Friedrich Hölderlin“. – In: Hölderlins Weg zu Deutschland. Fragmente und Thesen. Von Adolf Beck. – Stuttgart: Metzler 1982. S. 191–213.

[Beißner 1947] Beißner, Friedrich: Zu den Gedichten der letzten Lebenszeit. – In: Hölderlin-Jahrbuch. Hrsg. von Friedrich Beißner und Paul Kluckhohn. Jg. 1947 – Tübingen: Mohr 1947. S. 6–17.

[Bertaux 1978] Bertaux, Pierre: Friedrich Hölderlin. – Frankfurt/M.: Suhrkamp 1978.

[Bertaux 1979] – : Elementary, my dear Watson. – In: Der Spiegel 8 (1979) S. 12–13.

[Bertaux 1984] – : Hölderlin-Variationen. – Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984.

[Bleuler 1911] Bleuler, Eugen: Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien. – Leipzig-Wien: Deuticke 1911.

[Celan 1980] Celan, Paul: Die Niemandsrose.

Sprachgitter. Gedichte. – Frankfurt/M.: Fischer 1980.

[FA] Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke 'Frankfurter Ausgabe'. Hrsg. von D.E. Sattler. – Frankfurt/M.: Roter Stern 1975 ff.

[Franz 1980] Franz, Michael: Tende Strömfeld Simonetta. – In: Le pauvre Holterling. Blätter zur Frankfurter Ausgabe Bd. 4/5. – Frankfurt/M. Roter Stern 1980. S. 5–11.

[Franz 1981] – : Annäherung an Hölderlins Verücktheit. – In: Hölderlin-Jahrbuch 1980–1981. S. 274–94.

[Häussermann 1961] Häussermann, Ulrich: Friedrich Hölderlin. In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. – Reinbek: Rowohlt 1961.

[Hermlin 1970] Hermlin, Stephan: Scardanelli. Ein Hörspiel. – Berlin: Wagenbach 1970.

[Hieber 1982] Hieber, Jochen; Vom Hunger, den Wahnsinn zu begreifen. – In: Süddeutsche Zeitung 29./30./31. Mai (1982) S. 102.

[Kraepelin 1913] Kraepelin, Emil: Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte. – Leipzig: Barth, 8. Auflage 1913.

[Lange(-Eichbaum) 1909] Lange(-Eichbaum), Wilhelm: Hölderlin. Eine Pathographie. – Stuttgart: Enke 1909.

[Moréri 1717] Moréri, Louis: Le grand dictionnaire historique ou melange curieux de l'histoire sacrée et profane. 10. ed. 4 Teile [in zwei Bdn.] Amsterdam: Brunel 1717.

[Prinzhorn 1922] Prinzhorn, Hans: Bildnerie der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung. – Berlin: Springer 1922; Neudruck der 2. Aufl., Berlin-Heidelberg-New York: Springer 1968.

[Schünemann 1982] Schünemann, Peter: Der Magister. – Zürich-Stuttgart: Classen 1982.

[StA] Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke. Hrsg. von Friedrich Beißner. Bd. 1–7. – Stuttgart: Kohlhammer 1943– (Bd. 7 Dokumente. – Stuttgart: Kohlhammer 1968–1977).

[Schwäbisches Wörterbuch] Schwäbisches Wörterbuch. Bearb. von Hermann Fischer. Bd. 1–6. – Tübingen: Laupp 1904–36.

[Teboul 1982] Teboul, Jacques: Lauf. Hölderlin! – München: Hanser 1982. (frz. 1979).

[Uffhausen 1981] Uffhausen, Dietrich: Ein neuer Zugang zur Spätdichtung Hölderlins. Lexikalisches Material in der poetischen Verfahrensweise. – In: Hölderlin-Jahrbuch 1980–81. S. 311–332.

[Weiß 1971] Weiß, Peter: Hölderlin. Ein Stück in zwei Akten. - Frankfurt/M.: Suhrkamp 1971.

